

Diagnosen von Gewicht

Innerfamiliäre Folgen der Ermordung meiner als »lebensunwert« diagnostizierten Urgroßmutter¹

Andreas Hechler

Einleitung

Meine Urgroßmutter Emilie Rau wurde am 21. Februar 1941 in der NS-»Euthanasie«-Anstalt Hadamar in Hessen mit Kohlenmonoxid ermordet.

In meinem Beitrag führe ich aus, welche Folgen ihr Tod für meine Familie und mich hatte und hat und wie die Diagnose »lebensunwert« meine ganze Familie bis mindestens in die vierte Generation prägt. Grundlage meiner Ausführungen sind behördliche Schriftstücke, familiäre Briefe, die Krankenakte meiner Urgroßmutter und Interviews mit der dritten und vierten Generation meiner Familie väterlicherseits. An diese familiär-persönlichen Ausführungen schließe ich mit allgemeineren Überlegungen zu Identifizierungsprozessen und Erinnerungspolitik an und problematisiere die Narration von der »Scham in den Familien«.

Begriff »Ableismus«

Vorab noch kurz etwas zum Begriff »Ableismus«, auf den ich mich beziehe. Ableismus ist ein eingedeutschter Begriff vom englischen »ableism« und beschreibt die »einseitige Fokussierung auf körperliche und geistige Fähigkeiten einer Person«², also »ability« im Englischen. Mit der Bewertung dieser Fähigkeiten werden Menschen in »behindert« und »normal« oder »gesund« eingeteilt. Der Vorteil gegenüber dem deutschen Begriff »Behindertenfeindlichkeit« ist einerseits, dass mit dem Fokus auf Fähigkeiten der Blick weg von »den Behinderten« auf

1 Eine Langfassung dieses Beitrags findet sich unter: <https://www.euthanasiegeschaeedigte-zwangsterilisierte.de/texte-pdf/hechler-diagnosen-von-gewicht.pdf> (4.9.2018).

2 MASKOS (2010): Was heißt Ableism?, S. 31.

Nicht-Behinderung einerseits und Kategorisierungs- und Normierungsprozesse andererseits gelegt wird. Die Bordsteinkante beispielsweise ist in aller Regel nicht im engeren Sinne Ausdruck einer »Feindlichkeit« oder eines »Vorurteils«, kann sehr wohl aber Kennzeichen einer ableistischen Norm und Struktur sein.³ In ähnlicher Weise lässt sich das auf die Alltäglichkeit der Verhältnisse übertragen, die uns in aller Regel nicht als bitterböse Feindschaft gegenüberreten, und doch einige von uns im wahrsten Sinne des Wortes in den Wahnsinn treiben. Dabei betrifft Ableismus *alle* Menschen, auch die, die der gesellschaftlichen Norm genügen, wobei die Folgen »für die defizitär Bewerteten weitaus unangenehmer und ausgrenzender«⁴ sind.

Wenn ich im Folgenden von »Behinderung« spreche, dann verwende ich dieses Wort als Oberbegriff für ein »zu weites« Herausfallen aus der Norm dessen, was ein Körper zu leisten imstande sein muss und verweigere die Differenzierung in »körperbehindert« und »psychisch« bzw. »geistig krank«.

Emilie Rau



Abb. 1: Emilie Listmann vor ihrer Hochzeit mit Christian Rau, Privatarchiv Hechler.

3 Vgl. ebd., S. 30.

4 Ebd., S. 31.

Es gibt zwei Gedenkbücher der Gedenkstätte Hadamar, eins davon in Leichter Sprache.⁵ In beiden wird die Biografie meiner Urgroßmutter rekonstruiert: »Emilie R., [der Name wird hier abgekürzt] geb. 1891 in Alsfeld, heiratete 1912 den Polizeisekretär Christian R. Sie bekam vier Kinder und war geistig gesund, bis 1931 Verwirrungszustände und Depressionen auftauchten. Zu dieser Zeit war ihr Mann wegen eines Hüftleidens krankgeschrieben – was zu größten Ängsten um den Arbeitsplatz und das Ansehen der Familie bei ihr führte. Am 30. November 1931 brachte ihr Mann sie erstmals in die Universitätsklinik Frankfurt, wo als Diagnose ›ängstliche Beziehungspsychose‹ festgehalten wurde.«⁶

Es folgen verschiedene Klinikaufenthalte. »Im August 1939 wurde sie aus dem St. Valentinushaus in die Anstalt Eichberg verlegt und kam am 21. Februar 1941 mit einem Sammeltransport in die Tötungsanstalt Hadamar. Dort ist sie am selben Tage ermordet worden.«⁷

Emilie Rau ist ein recht bekanntes Opfer der NS-»Euthanasie« und wird in etlichen Publikationen erwähnt.⁸

Aus Platzgründen gehe ich an dieser Stelle nicht genauer auf ihr Leben ein.

Folgen für meine Familie

Der Fall »Emilie Rau« spielt in meiner Familie eine große Rolle. An erster Stelle steht dafür das Wirken ihrer Tochter, meiner Großmutter. In einem Rundbrief an die ganze Familie schreibt sie 1992: »Unsere Mutter, Großmutter und Urgroßmutter gehörte zu den ›vergessenen‹ Opfergruppen des NS-Unrechts, welches bis heute für diese Gruppen nicht aufgearbeitet ist. Ihre Krankengeschichte, die erstmals im Dezember 1931 in der Psychiatrie Frankfurt am Main-Niederrad begann, wurde erst durch Spurensuche ›von unten‹ am 17.5.1990 (...) gefunden (...). Sie ist ein Mosaikstein in [den] (...) Ausstellungsfolgen in Hadamar, die nachfolgende Generationen unterrichten sollen. Diese Aufarbeitung ›gegen das Vergessen‹ ist mühselig und bleibt politische Aufgabe für die Gruppen, die ohne Lobby sind.«

Bei den »nachfolgenden Generationen« in unserer Familie blieb das Anliegen meiner Großmutter nicht folgenlos: »Ihr war wichtig, dass wir alle ein politisches Bewusstsein haben«, sagt mein Cousin Sebastian.

5 GEORGE; GÖTHLING (2008): »Was geschah in Hadamar in der Nazizeit?«.

6 LANDESWOHLFAHRTSVERBAND HESSEN (2002): »Verlegt nach Hadamar«, S. 103.

7 Ebd.

8 Vgl. beispielhaft WILDT (2012): Massenmord und Holocaust, S. 34 und LANGE; STEFFENS (2013): Der Nationalsozialismus.

Am 10. Mai 1987 schreibt meine Großmutter bezüglich der Ermordung ihrer Mutter: »Wir waren gelähmt von Entsetzen und in langjähriger Angst vor weiteren Brutalitätseingriffen in unsere Familie«. Ähnliche Formulierungen von »Schock«, »Entsetzen« und »Angst« tauchen vielfach in ihren Beschreibungen auf.

In einem Interview mit der BBC 1991 führt meine Großmutter aus, dass es »lange dauert, bis man darüber reden kann«⁹ und die Angst davor verliert. Dass das nicht nur ihr so ging, verdeutlicht auch die sehr späte Gründung des »Bund[s] der ›Euthanasie-‹Geschädigten und Zwangssterilisierten« 1987, in dem sie fortan aktiv war. Es hat zudem etliche Leute gegeben, die sie davor gewarnt haben, über ihre Mutter und das Unrecht an den als »lebensunwert« Ermordeten und Zwangssterilisierten zu sprechen.

Sie folgte den Warnungen nicht, sie hat ihren Mund aufgemacht und ihr Einverständnis mit dem ableistischen Status quo aufgekündigt, wo fast alle anderen geschwiegen haben. Dafür wurde sie mehrfach direkt bedroht: »Ich erhielt einen schlimmen anonymen Brief«, hält sie 1987 als Reaktion auf ihre Leserinnenbriefe in den beiden Regionalblättern ihrer Wohngegend fest. Im Anschluss daran fährt sie für eine gute Woche zu ihren Kindern nach Berlin: »Ich muss Abstand gewinnen von den z. Zt. überaus feindseligen Stimmungen im Kreis Bergstraße gegen Minderheiten«. Anfang 1990 führt sie aus, dass sie »schon so zermürbt« ist, dass »ich nicht mehr öffentlich über meine unglückliche Mutter reden« kann.

Zu den Folgen für unsere Familie gehören an zweiter Stelle auch gesellschaftliche Dimensionen, die eine Rückwirkung auf uns als Familie hatten und haben. Der Umgang der einzelnen Familienmitglieder mit Emilie Rau ist unterschiedlich und lässt sich nicht losgelöst von eugenischen Ideologien betrachten, die davon ausgehen, dass ein psychisch krankes Familienmitglied die ganze Familie »besudelt«. So gab es aufgrund der Psychiatrisierung meiner Urgroßmutter beispielsweise bis in die dritte Generation Probleme bei Eheschließungen, und es lässt sich eine gewisse Vorsicht in der Familie bei psychischen Erkrankungen ausmachen. Es war eine Diagnose von Gewicht.

An dritter Stelle der Folgen ist festzuhalten, dass es uns gibt. Trotz der Ermordung meiner Urgroßmutter, trotz der eugenischen Ideologie, dass sich der »Schwachsinn« immer weiter genetisch reproduziere und dies zu unterbinden sei. Hätte meine Urgroßmutter nicht schon Kinder gehabt, würden Sie diesen Text in diesem Moment nicht lesen (können).

Meine Großmutter bekam die Folgen der Krise ihrer Mutter ganz handfest schon während des Nationalsozialismus zu spüren. 1987 erinnert sie sich: »Die Krankheit meiner Mutter erlaubte kein Studium, keine Aussteuer«. Am gravie-

9 Vgl. HJARDENG (1991): One in Four.

rendsten gestaltete sich die geplante Hochzeit mit ihrem zukünftigen Ehemann Ernst Hechler: »Wir verlobten uns 1937 und mußten zur Eheschließung das Ehe-Unbedenklichkeitszeugnis vorlegen«, das sie zwar bekam, aber es gab Komplikationen.

Nicht nur meine Großmutter, auch noch meine Tante bekam bei ihrer Hochzeit 1963, 18 Jahre nach dem Nationalsozialismus, die Folgewirkungen der Psychiatrisierung ihrer Großmutter zu spüren: »Am Vorabend von meiner und Maltes Hochzeit (...) wurde Malte gewarnt, dass in meiner Familie jemand war, der geisteskrank war und dass das erblich bedingt sein könnte«. In Maltes Familie waren viele Ärzte. Seine Eltern haben ihm wegen der »schlechten Erbschaft« schwere Vorwürfe gemacht, erinnert er sich. Sohn Vinz ergänzt, dass das in seiner Familie väterlicherseits »Thema war, dass (...) der Irrsinn bei den Hechlers ist«.

Es gibt zudem eine besondere Aufmerksamkeit für psychische Auffälligkeiten innerhalb der Familie. 1982 schreibt meine Großmutter einen besorgten Brief an ein anderes Familienmitglied: »Ich stellte in meinen Gesprächen in Lauterbach mit ziemlichem Entsetzen fest, daß das Geschehen um Emilie Rau Jahrzehnte verdrängt wurde, mit den Kindern nicht ausreichend besprochen wurde und daß kleinste Abweichungen von der vermeintlichen Norm jetzt an diesem Trauma gemessen werden«. Die Person mit den »Abweichungen«, um die es sich hier handelt, ist meiner Tante nach »auch psychisch krank, hat Verfolgungszustände. Und sie schiebt nach: »Sie ist die einzige in der Familie, die labil ist«. Es ist dieser Nachsatz, der seine Bedeutungsschwere im Angesicht der Vernichtung Emilie Raus bekommt. Die Befürchtung, dass doch irgendetwas vererbt werden könnte, dass der »Irrsinn« in der Familie liegt, lebt fort und lässt die Familie wachsam sein. »Vielleicht bricht das in einigen Generationen wieder aus«, mutmaßt ein von mir interviewtes Familienmitglied und stellt Überlegungen an, ob Emilie »erbkrank« gewesen sei oder nicht.

Die vierte Generation, zu der ich auch zähle, weiß von frühester Kindheit an, dass eine ihrer Vorfahrinnen im Rahmen der NS-»Euthanasie« ermordet wurde. Mein Cousin Sebastian sagt, dass »die Geschichte der Urgroßmutter (...) Oma Marie schon uns Kindern erzählt« hat. »Deshalb habe ich mich zu der Zeit damals schon mit T4 beschäftigt, weil ich auch denke, dass viele das gar nicht wissen, was »T4« heißt. Oma hatte viele Bücher zu dem Thema. Sie hatte sich damals gewünscht, da sie ja schon immer Wert darauf gelegt hat, dass wir uns als Kinder politisch interessieren (...), dass jemand aus der jüngsten Generation das auch mit wahrnimmt.«

Auch wenn alle von mir Interviewten den Umgang mit Ausgrenzung und Abweichung als überaus wichtig erachten, war der Bezug zu Emilie nicht immer konfliktfrei. Mein Cousin Vinz hat sich mit unserer Großmutter gestritten, wie er im Gespräch mit mir schildert: »Die Leute interessieren sich für sie, (...) weil

das eine hübsche Frau war und so »normal« aussieht, aber nicht, weil sie ermordet wurde. Dann ist Omi sauer geworden, weil ihr ging es um »Euthanasie« an sich, die hat das nie so an Emilie festgemacht.«



Abb. 2: Emilie Rau, Privatarchiv Hechler.

Zu den Folgen für mich ganz persönlich gehört beispielsweise, dass ich an meine Urgroßmutter denken muss, wenn ich etwas über Hadamar oder T4 oder die Diskussion um die sogenannte Sterbehilfe lese und dass es schon vorgekommen ist, dass ich weine, wenn ich über meine Urgroßmutter spreche. Wörter von T4-Vordenkern wie »Defektmenschen«, »leere Menschenhülsen«, »geistig Tote«, »Ballastexistenzen« und dergleichen mehr evozieren bei mir ebenfalls unmittelbar Bilder meiner Urgroßmutter. Ich habe auch schon sehr frühzeitig angefangen, mich politisch mit Gen- und Reproduktionstechnologien, Bevölkerungspolitik und Eugenik zu befassen, was ich auch auf meine familiäre Prägung zurückführe. Eine weitere Folge war, dass ich keinen staatlichen Zwangsdienst machen musste und als direkter Nachfahre einer Verfolgten des Naziregimes anerkannt wurde.

Identifizierungsprozesse und Erinnerungspolitik

Die Identifizierung und Empathie von behinderten Menschen mit den ermordeten behinderten Menschen im Nationalsozialismus ist mehr als eindeutig. Sie verstehen diese Geschichte als ihre eigene.

Es gibt eine zweite Gruppe, die sich nachvollziehbarerweise mit den als »lebensunwert« Ermordeten identifizieren und ihrer gedenken könnte: die Nachfahr*innen. Diese tun das hingegen kaum; es gibt nach wie vor eine starke gesamtgesellschaftliche wie innerfamiliäre Tabuisierung.

Erinnerung ist nicht losgelöst von ihren gesellschaftlichen Bedingungen: Es sagt etwas über unterschiedliche Betroffenheiten in einer ableistischen Gesellschaft aus, dass sich die eine Gruppe (behinderte Menschen) oft mit den NS-»Euthanasie«-Opfern identifiziert und ihrer gedenkt und die andere Gruppe (Nachfahr*innen von NS-»Euthanasie«-Opfern) das selten tut.

Es ist deutlich angenehmer, in dieser Gesellschaft nichtbehindert zu sein als behindert. Angehörige, Verwandte und Nachgeborene von ermordeten behinderten Menschen haben in aller Regel kein Selbstbild als behindert. Eine Identifizierung mit den Opfern scheint ohne eigene Behinderung schwerer zu fallen als mit. Die nichtbehinderten Familienangehörigen haben die Wahl, ob sie sich als Nachfahr*innen einer oder eines »Behinderten« outen und damit riskieren, ebenfalls in die Sphären des »Nicht-Normalen« zu geraten. Oder aber sie outen sich nicht und versichern sich der eigenen »Normalität« und »Gesundheit« um den Preis der Verleugnung ihrer behinderten und ermordeten Angehörigen. Die allermeisten entscheiden sich für Letzteres.

Diese Wahl steht »Behinderten«, also denen, die regelmäßig aufgrund ihrer körperlichen oder geistigen Fähigkeiten beurteilt und diskriminiert werden, die sichtbar aus der Matrix des »Normalen« herausfallen, nicht zur Verfügung. Die Krüppel*innenbewegung hat Eugenik, »Euthanasie« und den Mord an kranken und behinderten Menschen stets zum Thema gemacht. Die nichtbehinderten Nachfahr*innen der NS-»Euthanasie«-Opfer haben das kaum getan. Meine Familie, allen voran meine Großmutter, stellt in dieser Hinsicht eine Ausnahme dar.

Innerfamiliär können Nachfahr*innen von als »lebensunwert« Vernichteten an drei Punkten erinnerungspolitisch anknüpfen: an die Ermordung ihrer Verwandten, an die innerfamiliären Folgeeffekte und an Ableismus heutzutage. Die »Gefahr«, selbst als »behindert« stigmatisiert zu werden, führt hingegen zu Prozessen der Vermeidung: Verleugnung der Angehörigen, eine besondere Vorsicht bei möglichen Behinderungen der Nachgeborenen, transgenerationale Weitergabe von Trauma und dergleichen mehr. Eine bewusste Aneignung der Geschichte im Allgemeinen und der eigenen Familiengeschichte im Besonderen unterbleibt dadurch.

Selbstschutz vor Diskriminierung statt »Scham«

Wenn es um das Schweigen der Familienangehörigen geht, ist oft von »Scham« die Rede. Bezugnehmend auf meine bisherigen Ausführungen möchte ich diese Erklärung in Frage stellen. »Scham« individualisiert und leugnet die gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen: Ableismus. Vor Ableismus und den Konsequenzen wie Stigmatisierung, sozialer Ächtung und Diskriminierung Angst zu empfinden, ist nachvollziehbar. Das ist aber etwas anderes als »Scham«. Es ist ein sinnvoller und leider oft notwendiger (Selbst-)Schutz vor Diskriminierung. Mit »Scham« zu »begründen«, dass die Angehörigen beispielsweise die Nennung der Namen ihrer ermordeten Vorfahr*innen nicht wollten, dethematisiert die Verhältnisse, die die Scham hervorrufen. Scham kann eine Folge sein, nicht aber die Ursache.

Diese Verschiebung der Begründungszusammenhänge ist ableistisch und trägt zum Fortbestand von Ableismus bei, eben weil dieser nicht thematisiert, noch nicht einmal gedacht wird. Anstelle zu fragen, was denn Familienangehörige bräuchten, um ihrer ermordeten Verwandten gedenken zu können, werden sie im wahrsten Sinne des Wortes sprachlos gemacht. Die hegemoniale Diskursformation macht es den Geschädigten und ihren Familienangehörigen unmöglich, erlittenes Unrecht auszudrücken und einzuklagen, da dieses außerhalb des Rahmens üblicher gesellschaftlicher Sachverhalte fällt und die vorherrschende Sprache dies nicht zulässt.

Erinnerung und politischer Kampf

Die Verdrängung, wie mit behinderten Menschen in der Vergangenheit in Deutschland umgegangen wurde, wird auch die Auseinandersetzung um Behinderung im Hier und Heute verdrängen. Es ist folgerichtig, dass es meiner Großmutter nicht einfach nur um ein würdiges Gedenken an ihre Mutter ging, sondern immer auch um politische Kämpfe: Rehabilitation der und Entschädigung für die Ermordeten, Unterstützung der Hinterbliebenen, Abschaffung der alten Nazigesetze, Erforschung der Verbrechen und eine prinzipielle Hinterfragung des gesellschaftlichen Umgangs mit Behinderung, Abweichung und Normalität.

Erinnerung ist niemals Selbstzweck. Der Blick in die Vergangenheit ist zugleich ein Blick in die Gegenwart *und* in die Zukunft: Der Vernichtung »lebensunwerten« Lebens erinnern, um den Grundlagen von Ableismus die Basis zu entziehen.

Wer diese Auseinandersetzung mit Ableismus nicht will, wird auch Probleme mit der Erinnerung an mögliche ermordete behinderte Vorfahr*innen haben.

In Anbetracht dessen, dass ein Gros der Deutschen regelrecht besessen davon ist, sich als »Opfer« der Nazis zu fühlen und zu inszenieren, ist es ja eigentlich attraktiv, ein NS-»Euthanasie«-Opfer in seiner Familie zu haben und die Reihen derjenigen, die sich auf die Suche nach irgendwelchen umgebrachten behinderten Menschen in ihrer Familienbiografie machen, könnten gut bestückt sein. Aber eine Opfernarration à la »Erst mussten wir in den Krieg ziehen, wurden gezwungen, Menschen zu erschießen, dann wurden wir ausgebombt und vertrieben und meine »geisteskranke« Mutter wurde auch noch umgebracht« funktioniert nicht mit dem letzten Aufzählungspunkt. Die Täter*innen-Opfer-Verkehrung findet da ihre Grenze, wo die Folgen für die tatsächlichen Opfer erneute Diskriminierung im Hier und Heute ermöglichen.

Es gibt eine Fülle von Holocaust-Leugner*innen, die detailliert »nachweisen«, die Gaskammern hätten nie existiert. Ich habe bisher erst von einem einzigen T4-Leugner gehört.¹⁰ Die Gaskammern in deutschen Psychiatrien haben es nie zu dem Bekanntheitsgrad der Mordzentren im Osten gebracht. Fast scheint es, die Leugnung wäre nicht nötig, weil das Wissen darum so wenig verbreitet ist und eine Anerkennung nicht in Konflikt mit deutscher Identität steht.

Die Ermordung der sogenannten »nutzlosen Esser« wurde nicht nur während des Nationalsozialismus befürwortet, sondern auch im postnationalsozialistischen Deutschland noch lange Zeit nicht als Verbrechen angesehen.¹¹

Margret Hamm, Vorsitzende der »Arbeitsgemeinschaft des Bundes der »Euthanasie«-Geschädigten und Zwangssterilisierten«, kommentiert bitter die Frage, ob sie noch Hoffnung habe, dass das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« in der Bundesrepublik jemals für nichtig erklärt wird: »Ja, wenn alle tot sind [gemeint sind die Überlebenden der Zwangssterilisationen]. So einfach ist das. Und dann wird man einen großen Gedenktag machen«¹².

Ich hoffe, dass dieses fürchterliche Gesetz sehr bald für nichtig erklärt wird. Dies hätte den Nebeneffekt, dass ich den Namen »Emilie Rau« mit mehr Gelassenheit hören könnte.

Literatur

- GEORGE, Uta; GÖTHLING, Stefan (Hg.) (2008): »Was geschah in Hadamar in der Nazizeit?« Ein Katalog in Leichter Sprache. Kassel: Eigendruck (2. überarbeitete Auflage).
- HAMM, Margret (Hg.) (2008): Lebensunwert – zerstörte Leben. Zwangssterilisation und »Euthanasie«. Frankfurt am Main: VAS-Verlag für akademische Schriften (3. Auflage).
- HAMM, Margret (2013): Ein Kampf gegen Windmühlen. Interview von Nina Schulz. Verfügbar unter: <http://q-words.net/?p=530> (16.11.2013).
- HAMM, Margret (Hg.) (2017): Ausgegrenzt! Warum? Zwangssterilisierte und Geschädigte der NS-»Euthanasie« in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Metropol.
- Landeswohlfahrtsverband Hessen (Hg.) (2002): »Verlegt nach Hadamar« – Die Geschichte einer NS-»Euthanasie«-Anstalt. Begleitband zur Ausstellung. Kassel: Eigenverlag (3. Auflage).
- LANGE, Thomas; STEFFENS, Gerd (2013): Der Nationalsozialismus. Band 1: Staatsterror und Volksgemeinschaft 1933-1939. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag (2. Auflage).
- MASKOS, Rebecca (2010): Was heißt Ableism? Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft. In: *arranca!*, 18 (43), S. 30–33.
- TÜRK, Wolfgang (2016): Wie zwei Brüder Zielscheibe rechter Hassbotschaften wurden. In: *hessenschau.de* vom 02.11.2017. Verfügbar unter: <http://www.hessenschau.de/gesellschaft/wie-zwei-brueder-zielscheibe-rechter-hassbotschaften-wurden,bruederbender-102.html> (22.01.2018).
- WILDT, Michael (2012): Massenmord und Holocaust. In: Bundeszentrale für politische Bildung: Informationen zur politischen Bildung 316. Bonn, S. 33–50.
- WINTER, Bettina (1997): NS-»Euthanasie«-Verbrechen. Verdrängen – Erinnern – Aufarbeiten. Die Gedenkstätte Hadamar. In: HUBENSTORF, Michael; MÜNCH, Ragnild; SCHMIEDEBACH, Heinz-Peter; STÖCKEL, Sigrid (Hg.): *Medizingeschichte und Gesellschaftskritik. Festschrift für Gerhard Baader*. Husum: Matthiesen, S. 470–490.

10 TÜRK (2017): Wie zwei Brüder Zielscheibe rechter Hassbotschaften wurden.

11 HAMM (2017): Ausgegrenzt! Warum?; HAMM (2008): Lebensunwert – zerstörte Leben; WINTER (1997): NS-»Euthanasie«-Verbrechen.

12 HAMM (2013): Ein Kampf gegen Windmühlen.

Maike Rotzoll, Georg Lilienthal, Christof Beyer,
Andreas Dietz, Michael Brünger (Hg.)

Der regionalvernetzte Krankenmord

Die Heil- und Pflegeanstalt
Klingenmünster/Pfalz in Verbindung
mit Baden, Bayern, Elsass und Lothringen

Berichte des Arbeitskreises zur Erforschung der
nationalsozialistischen »Euthanasie« und Zwangssterilisation
Band 12

Psychiatrie Verlag

Maike Rotzoll, Georg Lilienthal, Christof Beyer, Andreas Dietz, Michael Brünger (Hg.)

Der regionalvernetzte Krankenmord

Die Heil- und Pflegeanstalt Klingenmünster/Pfalz in Verbindung mit
Baden, Bayern, Elsass und Lothringen

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-88414-693-4

Berichte des Arbeitskreises zur Erforschung der nationalsozialistischen
»Euthanasie« und Zwangssterilisation, Band 12

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage

© Psychiatrie Verlag, Köln 2018

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf ohne Zustimmung
des Verlags vervielfältigt, digitalisiert oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: GRAFIKSCHMITZ, Köln

Lektorat: Jenny Menzel, Dresden

Satz: Psychiatrie Verlag, Köln

Druck: Schaltungsdienst Lange, Berlin

Psychiatrie-Verlag im Internet: www.psychiatrie-verlag.de

Vorwort 7

**I Klingenmünster im Kontext – der NS-Krankenmord
in regionalen und historischen Bezügen**

Der vernetzte Krankenmord

Georg Lilienthal

12

Psychiatrisches Handeln im Nationalsozialismus

Das Beispiel Klingenmünster

Christof Beyer

24

Zwangssterilisationen in der Pfalz

Renate Rosenau

34

Zum Schicksal jüdischer Patient*innen aus der Pfalz

Roland Paul

45

**Zu den elsässischen und lothringischen psychiatrischen Anstalten
Hoerdt, Lörchingen, Rouffach und Stephansfeld sowie zur
Psychiatrischen Universitätsklinik Straßburg im Nationalsozialismus**

Christian Bonah und Gabriele Moser

58

**Nachforschungen über die zwischen 1942 und 1944
aus der Anstalt Wiesloch ins Elsass verlegten Patient*innen**

Franz Janzowski

80

Evakuierung nach Kriegsbeginn

Rheinpfälzische Patient*innen in einer bayerischen »Zwischenanstalt«

Felicitas Söhner, Thomas Becker, Heimer Fangerau

104

**II Nach dem Krieg – Klingenmünster, das Hungersterben und die
Wahrnehmung des Krankenmordes in der französischen Besatzungszone**

Nach dem Krankenmord

Die Anstalt Klingenmünster nach dem Krieg

Maike Rotzoll und Christof Beyer

120

Der Weg in den Tod

Stationen aus dem Leben von Rosa B.

Gabriele Bußmann

133